



Im ganzen Gesicht tatuiert.  
(S. 79.)

Der Maorihäuptling.

Wellington wohnt, nachdem ihr Vater ihr dort das Haus gekauft hat und den ganzen Unterhalt bezahlt, nachdem Bunny" — hier traf ein vernichtender Seitenblick den Sohn — „das leider nicht verbietet. Aber daß ihr nach Teiki Iti geht, werde ich nie dulden. Hörst du, Bunny?"

„Gewiß, Mater“, beeilte sich der Sohn zu versichern.

Es war sehr peinlich. Ich war froh, daß es uns schließlich gelang, das Gespräch von dem heißen Thema abzubringen und auf die Eingeborenen Neuseelands zu lenken.

„Die Maoris sind das Beste an dem Lande“, erklärte Mater diktatorisch.

Ich erzählte, daß ich Elsdon Best in Wellington kennengelernt und von ihm viel über die alten Mythen und Kulte der Maoris erfahren hatte.

„Elsdon Best versteht davon nichts!“

Ich schwieg. Elsdon Best gilt als der beste Kenner der Maorikultur. Aber es wäre sinnlos gewesen, der resoluten alten Dame zu widersprechen.

„Wenn Sie sich für die Maoris interessieren, so müssen Sie nach Ohinematu zu Wahira. Er ist ein Urenkel Hongis. Der wird Ihnen Auskunft geben. Bunny“, fuhr sie ihren Sohn an, „schreib gleich einen Empfehlungsbrief.“

„Zarwohl, Mater“, sagte Bunny gehorsam und stand auf. Seine Mutter wollte das Gespräch wieder auf Tutta bringen, aber glücklicherweise kamen in diesem Augenblick die Kinder zurück, die wir in den Garten geschickt hatten.

## II. Wahira und seine Ahnen

Rotorua.

Ohinematu ist ein kleines Maoridorf am See von Rotorua. In seiner nächsten Nähe gibt es die seltsamsten Dinge. Da sind Leiche, aus denen unheimliche Schlan-

blasen aufsteigen und Dampfstrahlen hochzischen, und andere, aus deren Grund so klares, kühles Wasser perlt, daß es in ihnen von Forellen wimmelt. Unweit Ohinematu liegt das berühmte Karlsbad Rotorua. Allein es verirren sich nur selten Kurgäste und Touristen in den stillen Ort am See. Das Programm der Fremden im Geisergebiet ist genau vorgeschrieben. Wollen sie ein Maoridorf sehen, so werden sie nach Whakarewarewa geführt. Das liegt auf der entgegengesetzten Seite und ist ursprünglicher, das heißt allerdings nur zu bestimmten Stunden, wenn nämlich der Besuch für Fremde freigegeben ist. Dann zieht ein Teil der Dorfbewohner die alten Maorigewänder an, die aus den Fasern der stacheligen Blätter einer Sisalart gewoben sind, und spielt Maoris. Das ist genau so, als wenn die Einwohner der Saunusdörfer um Wiesbaden herum zu bestimmten Tagesstunden Bärenfelle anlegen wollten, um den fremden Kurgästen „alte Germanen“ vorzuspielen.

Eine Besonderheit aber hat Whakarewarewa noch ebenso wie Ohinematu, und aller Fortschritt der Zivilisation wird ihnen das nicht so bald nehmen. Das ist die natürliche Warmwasser- und Heißdampfversorgung durch Geiser und heiße Quellen, die den glücklichen Bewohnern dieser Dörfer Heizung, Warmbad, Koch- und Waschgelegenheit umsonst liefern.

Nähert man sich, von Rotorua kommend, Whakarewarewa, so scheint das ganze Dorf zu brennen. Mitunter verschwinden die Häuser bis über die Dächer unter den qualmenden Dampfswolken.

Jedes Haus hat seine eigene heiße Quelle. In deren Dampf werden die Speisen in Neßen zum Kochen gehängt. Sogar Brote bäckt man in ihnen. Andere dienen zum Waschen und wieder andere zum Baden, je nach ihrer Temperatur.

Dieses gemeinsame Baden in den warmen dampfenden Dorfsteichen ist das einzige, was von den alten Maorisitten noch übrig ist. Aber der Fremde bekommt das nicht zu sehen; denn eigentlich ist es verboten, da Männlein und Weiblein noch in altgewohnter Nacktheit zu baden pflegen und in diesem Zustand stundenlang gemeinsam an und in dem warmen Teiche hocken. Die Regierung besteht nicht auf der Einhaltung der Vorschrift, die das gemeinsame nackte Baden der Geschlechter verbietet, aber man möchte auch nicht, daß die fremden Touristen etwas davon erfahren, wie „unsittlich“ es noch bei den Maoris zugeht.

Es geschah nur auf Grund besonderer Protektion, daß ich außerhalb der üblichen Besuchszeit nach Whakarewarewa durfte. Das Familienbad war in vollem Gang, und in der dampfenden „Badewanne“ hockten einige Maorimädel von 14 bis 18 Jahren von einem ganz lichten, matten Braun und einem grazilen Körperbau, wie dem junger Antilopen. In dem größten warmen Teich wird übrigens nicht mehr gebadet, seitdem im letzten Jahre ein Maori darin infolge unvermutet plötzlichen Ansteigens der Temperatur zu Tode gesoffen ist.

Dhinematu verfügt über keine solche Sensation. Es besitzt auch keinen warmen Teich, der groß genug wäre, daß nackte, lichtbraune Gazellen in ihm badeten. Es verfügt nur über einige unauffällige, unscheinbare Löcher voll siedend heißen Wassers oder kochenden Schlammes. Immerhin sind diese groß genug, daß man in der Dunkelheit hineintreten und sich Fuß und Bein völlig verbrühen kann, was gelegentlich vorkommt.

Mr. Wahira fühlte sich trotzdem verpflichtet, mir alle diese Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Er führte mich auch in die Kirche, die sehr malerisch auf einer in den See hinaus-

ragenden Halbinsel liegt. Vor ihr steht ein Denkmal der Königin Viktoria. Es ist wohl das seltsamste, das es auf der ganzen Welt gibt; denn es steht auf einem Pfosten, der mit vier frähenhaften Maorigözen geschmückt ist. Unter einem Baldachin sitzt die Queen, breit und ein wenig fett. In ihrer massigen Majestät erinnert sie etwas an Mater Hall.

An der Kirche selbst war nichts Besonderes, außer der Altardecke, auf der in Gold dreimal das Wort „Tabu“ eingestickt war.

„Tabu?“ rief ich erstaunt aus, „was hat das heidnische Tabu in der christlichen Kirche zu suchen?“

Wahira war ein wenig gekränkt. „Sie vergessen“, erwiderte er, „daß Tabu das Heilige, das Unverlesliche bedeutet. Das ist doch in allen Bekenntnissen das gleiche. Im übrigen war bereits mein Urgroßvater Hongi Christ.“

Ich war über die Ablenkung froh. „Hongi, das war doch der erste Häuptling, der gegen die Engländer Krieg führte?“

„Ja, und er wurde nie besiegt.“ Ich musterte Wahira von der Seite. Das war also ein Urenkel des berühmten Hongi, falls sein Stammbaum stimmte und er nicht aufschnitt. Ähnlich sah er ihm jedenfalls kaum; denn Wahira war ein wenig fett wie die meisten Maoris, sein lichtbraunes Gesicht weich, wenn auch edel und nicht unschön, aber es war gar nichts Kriegerisches an ihm. Hongi aber war einer der größten Krieger der Maoris gewesen.

Andererseits war er tatsächlich auch einer der ersten Maoris, die von den Missionaren bekehrt wurden, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Neuseeland gelandet waren. Ja, er zeigte sich als ein so eifriger Anhänger, daß ihn die Missionare nach Sydney sandten, um

ihn ganz für die Sache der europäischen Zivilisation zu gewinnen.

In Sydney führte sich der Maorihäuptling so gut auf, lernte so brav und zeigte sich nach seiner Rückkehr um die Sache der Missionare so eifrig bemüht, daß diese einen großen Coup planten. Sie beschloßen, ihn nach England zu senden. Dort würde er — nahmen sie an — so erfüllt vom Christentum werden und so durchdrungen von der Macht Englands, daß es nach seiner Rückkehr gelingen müßte, die kriegerischen Maoris in ihrer Gesamtheit für die Annahme des Christentums sowohl wie für die Unterwerfung unter die englische Herrschaft zu gewinnen. Diese Spekulation schien ziemlich sicher; denn Hongi hatte ungewöhnlich großen Einfluß bei seinen Stammesgenossen.

Der Maorihäuptling, im ganzen Gesicht tataviert, wie das damals noch üblich war, aber sonst in europäischer Kleidung, kam also nach England. In kurzer Zeit lernte er sich als vollendeter Gentleman bewegen. Der interessante tatavierte Wilde mit den guten Manieren wurde die Sensation der Londoner Gesellschaft. Er wurde eine Saison lang in Hofkreisen „herumgereicht“, sogar vom König empfangen, der ihm sinnigerweise eine komplette Ritterrüstung schenkte.

Auch sonst wurde Hongi reich beschenkt. Er hob sorgsam alles auf und trieb fleißig Studien, allerdings nicht ganz die, derentwegen ihn die Missionare nach England geschickt hatten. Eigentlich hätte er gewerbliche und handwerkliche Studien treiben sollen, sich fleißig die englischen Bergwerke und Manufakturen ansehen müssen, um dann mit dem nötigen Werkzeug und Gerät sowie Schmieden, Bergarbeitern und Zimmerleuten nach Neuzeeland zurückzukehren; denn die Maoris sollten fortan doch für immer

das Kriegsbeil begraben und völlig den Künsten des Friedens leben.

Aber Hongi war statt dessen ein ständiger Gast in den britischen Kasernen, und es gab kein Manöver, dem der Maorihäuptling nicht beizwohnte. Außerdem hatte er irgendwie die Geschichte Napoleons in die Hand bekommen, und nun saß er bis in die tiefe Nacht darüber und studierte die Kriegszüge, die Taktik und Strategie des großen Eroberers.

Als aber die Zeit zur Heimreise gekommen, erinnerte er die britische Regierung an seinen Auftrag und ließ sich von dieser reichlich mit Ackergerät, Saatgut und Werkzeug ausstatten. Um ihn nur ja bei der Stange zu halten, gab ihm das Foreign Office noch einen großen Geldbetrag mit.

Hongi bedankte sich herzlich, nahm rührend Abschied von seinen englischen Freunden und schiffte sich mit seinen Schätzen ein. Er fuhr aber nicht unmittelbar nach Neuseeland, sondern erst nach Sydney. Dort verkloppte er das Ackergerät, das Saatgut, das Werkzeug samt der Ritterrüstung und all den Geschenken der englischen Nobility und Gentry und verschaffte sich für den Erlös durch einen tüchtigen Kriegslieferanten Gewehre, Munition und was man sonst zur Kriegführung braucht.

Damit kehrte er nach Neuseeland zurück und erklärte den peinlich überraschten Missionaren, er hätte in England gesehen, daß dort ein Engländer König sei, also sei es nur recht und billig, daß im Maoriland ein Maori herrsche. Außerdem habe er in England gelernt, daß Geistliche keineswegs eine Art höherer Wesen bedeuteten, sondern recht untergeordnete Beamte seien, die dem König von England zu gehorchen hätten. Also verlange auch er, daß die Missionare hinfort ihm gehorchten; denn von jetzt ab werde er König sein im Maoriland!

Und Hongi ging sofort daran, seine Krieger so einzu-  
erzieren, wie er es in den britischen Kasernen und bei den  
englischen Manövern gelernt hatte. Als man mit den mit-  
gebrachten Flinten umgehen konnte, zog Hongi los und über-  
fiel zunächst seinen Nachbar, den Häuptling Hinaki. Nach  
hartnäckigem Kampf eroberte er dessen Pah, seine befestigte  
Residenz. Hongi selbst erschoss den feindlichen Häuptling,  
und er, der Christ und Liebling der Missionare, der sich in  
britischen Hofkreisen im Frack und Zylinder bewegt hatte,  
stach dem Gegner die Augen aus und verschluckte sie. Dann  
schnitt er ihm die Halsschlagader durch und trank sein war-  
mes Blut.

Der ganze Stamm, etwa tausend Menschen, wurde  
niedergemacht, dreihundert gleich an Ort und Stelle ge-  
schlachtet und gekocht. Der Rest wurde kunstgerecht zerlegt  
und in Körben mitgeschleppt.

Als mir diese Geschichte einfiel, konnte ich mich nicht  
enthalten, meinen Begleiter zu fragen, was er denn eigent-  
lich davon halte, daß ein Volk von der Kulturhöhe der  
alten Maoris, das überdies mit solchem Eifer das Christen-  
tum annahm, so fanatisch und zäh am Kannibalismus fest-  
halten konnte.

Wahira sah mich prüfend von der Seite an, als witterte  
er eine Falle. Wir gingen gerade durch das Dorf. Die  
Einwohner grüßten uns ehrerbietig, nur drei, im übrigen  
bildhübsche Mischlingsmädels, die auf einer Veranda hockten,  
sahen uns lichernd nach.

„Ich glaube, daß der Kannibalismus nur eine Folge  
des Fleischmangels war. Als die Maoris nach Neusee-  
land kamen, fanden sie dort in großer Menge den Moa  
vor, den Riesenvogel. Vielleicht haben Sie sein Skelett im  
Museum in Christchurch gesehen?“

Ja, ich hatte es gesehen. Neben dem Moasteelet steht da zum Vergleich das eines afrikanischen Straußes. Wie das eines Perlhuhnes wirkt das neben dem des Riesenvogels.

„Sicher“, nickte ich, „so ein Moa hatte viel Fleisch.“

„Nun, und was, als es aus war mit den Moas? Säugetiere gab es nicht, und die sonstigen Vögel waren viel zu klein für eine ordentliche Mahlzeit. So mögen meine Vorfahren auf Menschenfleisch gekommen sein, aus reiner Not.“

„Und warum verschlang Ihr Urgroßvater die Augen seines erschlagenen Feindes? Hatte das keine tiefere Bedeutung?“

Wahira zuckte die Achseln. „Es gibt Gourmets, die auch bei der Forelle als höchste Delikatesse die Augen verspeisen!“

Ich sah, Wahira wich mir aus. Ich hatte geglaubt, es besonders schlau anzufangen, ihn auf dem Wege über den Kannibalismus auf die alten Kulte und die seltsame Kosmogonie seines Volkes zu bringen. Aber augenscheinlich hatte ich das Gegenteil erreicht und ihn völlig verschlossen und unzugänglich gemacht.

Oder wußte dieser sanfte, fette Mann, der bedächtig und schwerfällig neben mir herschritt, wirklich nichts mehr von dem grandiosen Weltbild seiner Ahnen? Ich mußte an den alten Elsdon Best denken, wie er in Wellington vor mir gestanden war, hoch aufgerichtet, hager und schneeweiß. Die Rechte hielt er ausgestreckt gegen die aufgehende Sonne und die Linke ruhend auf dem Haupte eines imaginären Schülers. Wie ein Tuhunga, ein Hoherpriester der Maoris, stand er vor mir und rezitierte in singendem Tone das Einsegnungsritual, das über den Adepten ausgesprochen wurde, der die geheime Schulung des wahren Wananga absolviert:

„Tenei to aro  
Tenei to pia.“

Wie einer der hebräischen Psalmen klang es, nur noch zwingender, noch geheimnisvoller.

„He aro mutua“, fuhr der Alte fort,  
„He pia nau,  
He Rangī.“

So rezitierte er das ganze Ritual herunter in einem Atemzug, in einem Zuge ohne neu Atem zu schöpfen; denn dies war Voraussetzung und Vorbedingung für die Wirksamkeit der heiligen Formel, daß sie in einem Atemzuge gesprochen wurde. Ein Tuhunga, der darin gefehlt, hätte dieses Versehen mit dem Tode büßen müssen, keinem Tode, den irgendeine fremde Gewalt über ihn verhängte, sondern seine eigene, mit der Gottheit verbundene spirituelle Kraft, die Macht hatte über Tod und Leben.

Ich fragte Elsdon Best: „Wohin muß ich gehen, um noch etwas von der alten Maorikultur zu sehen? Gibt es noch Schulen, in denen das wahre Wananga gelehrt wird, jene ungeheuerlich dünkende Überlieferung des gesamten Wissens eines uralten Kulturvolkes ohne Schrift und Zeichen, nur von Mund zu Mund?“ Ich wußte, Elsdon Best hatte noch alte Maorihäuptlinge gekannt, die 400 endlose Gesänge hintereinander vorrezitieren konnten und dazu die gesamte Genealogie ihres Geschlechtes und Stammes, 1400 Namen mitsamt den dazugehörigen Daten.

Aber vielleicht war das nicht einmal etwas Besonderes für ein Volk, das ein so feines Empfinden hatte und so feine Sinne, daß es zum Beispiel die 50 verschiedenen Flachsarten, die es auf seiner Insel gibt, lediglich nach dem verschiedenen Grün ihrer Blätter benannte, ja daß es sogar

für das Grün jedes einzelnen Wachstumsstadiums noch einen besonderen Namen hatte. Für die Beschreibung der Färbung der Wolken verfügte es über 40 Farbennuancen, und bei Rot unterschied es gar 90. Für die Tönungen unserer Grundfarben kannten die alten Maori etwa 600 Worte. Diese Tönungen könnten sie in sich nochmals ab und sahen so ungefähr 3000 mit Namen bezeichnete verschiedene Farben.

Gab es auf der Insel jetzt noch Menschen mit solchem Gedächtnis und solchem Farbensinn? Ich sah den Greis fragend an. Er zuckte die Achseln: „Vielleicht, ich weiß nicht. Vielleicht treffen Sie noch irgendeinen Alten in einem entlegenen Tal der alten Königslande. Aber ob er zu Ihnen spricht?“ Wieder zuckte er die Achseln: „Ich habe 30 Jahre unter ihnen leben und mit ihnen kämpfen müssen, ehe sie sich mir eröffneten.“ —

## 12. Am Ende der Welt

Rotorua.

Rotorua ist das Herz des Geisergebietes: hier liegt der größte und gewaltigste Geiser Neuseelands. Aber was nützt mir der schönste Geiser, wenn er nicht springt, und der große Geiser von Rotorua will schon seit einer ganzen Weile nicht mehr. Selbst das sonst unfehlbare Mittel, seinen Schlund mit Geise zu behandeln und ihn so zur Tätigkeit zu bringen, verfängt bei ihm nicht.

Zwar werden alle Fremden damit gekröftet, daß er jeden Augenblick wieder anfangen kann, allein wir kamen von Wairaki und waren verwöhnt. In Wairaki springen die Geiser mit der Pünktlichkeit eines Schnellzuges. Auf die Minute zischt die Dampf- und Wassersäule hoch, auf

C O L I N R O S S

Haha Whenua  
– das Land, das ich gesucht

Mit Kind und Kegel durch die Südsee

\*

Mit 68 Abbildungen und einer Karte

4. Auflage



---

LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS

1933

Umschlag und Einband nach Entwurf von  
Reinhold Geidel

Copyright 1933 by F. A. Brockhaus / Leipzig  
Printed in Germany

# Inhalt

	Seite
Haha Whenua .....	3
I. Die Gletscherinsel im Pazifik	
1. Der See „Klopfendes Herz“ .....	15
2. Die Urahne .....	19
3. Der Goldgräber von der Heilsarmee .....	25
4. Der Eisberg im See .....	29
5. Der Gletscher und das Mädchen .....	32
6. Die Stadt, die sich selbst verzehrt .....	40
II. Auf der Geiser-Insel	
7. Der Arzt von Wellington .....	46
8. Desperados .....	51
9. Weltkrise bei unsern Antipoden .....	59
10. „Mater“ .....	67
11. Wahira und seine Ahnen .....	75
12. Am Ende der Welt .....	84
13. Abschied in Auckland .....	91
III. In den Korallengärten des Großen Barrierriffs	
14. Der Hai .....	95
15. „Die Insel meiner Träume“ .....	100
16. Der „Admiral“ .....	105
17. Die Seuchteninsel .....	109
18. Nachtfahrt im Pazifik ..	116
IV. Die Welt der Wilden	
19. Das Wunschboot .....	121
20. Der Gouverneur .....	126
21. Ein papuanisches „Groß-Berlin“ .....	129

	Seite
22. Der Poreporena-Kriket-Klub .....	134
23. Mädchen schöpfen Wasser ..	139
24. Magie .....	145
25. Der Jüngling im Kanu und die Zwillinge .....	151
26. Heera — das Recht auf Mord .....	156
27. Labu .....	165
28. Autarkie und Weltwirtschaft im Südseedorf .....	170
29. Die letzten Lakatois .....	172
<b>V. Zerstörung auf dem „Stern der Südsee“</b>	
30. Wir sitzen auf Samarai fest .....	177
31. Der „Stern der Südsee“ .....	183
32. Heiße Tropennacht .....	186
33. Das Fest im Vollmond .....	192
34. Der Inselkönig .....	201
35. Die Kopra-Ballade .....	209
36. Das Dorf im Meer .....	216
<b>VI. Südsee — Heimat und Fremde</b>	
37. Landung in Rabaul .....	221
38. Zuflucht in Wunawutung .....	225
39. Wie die deutsche Südsee gewonnen und verloren wurde ..	228
40. Wir übersiedeln in das „Große Papier-Haus“ .....	236
41. Mandat und Mutiny .....	240
42. Die „Zwischenrasse“ .....	245
43. Ich plane eine Expedition zu den Balnings ..	249
44. General „Weisheit“ .....	256
45. Tropenlazarett .....	262
<b>VII. Das Meer der Entscheidungen</b>	
46. Von „Bremerhaven“ bis „Bremen“ .....	267
47. Die nie betretene Insel .....	271
48. Japan im Pazifik .....	274
Das Land, das ich gesucht .....	282